

Eine dysfunktionale Familie

Die Würde des Menschen ist unantastbar. Artikel 1, Grundgesetz. Sechs Wörter, ein Jedermann-Grundrecht. Das abstrakte Konstrukt der Würde ist kein Privileg für Menschen mit dem richtigen Stempel im Reisepass.

Beruhigend.

Man stelle sich vor, jeder könnte die Würde begrabschen, nur weil sich die eigene Mutter dazu entschieden hat, einen jenseits der deutschen Grenzen aus dem Geburtskanal zu pressen.

Dennoch behandeln wir diese Worte wie die weit entfernte Tante, die nur an runden Geburtstagen vorbeischaut. Keiner würde abstreiten, dass sie zur Familie gehört.

Natürlich nicht.

Aber ohne ihre antiquierten Stützstrümpfe und das hundertste „Früher war alles besser“ feiert es sich einfach ungenierter. Also wählen wir den bequemen Mittelweg aus gnadenlosem Wegignorieren und der Aufmerksamkeit, die sie eigentlich verdient hätte: Geheucheltes Interesse.

Opportunismus ist unser Geschäftsmodell. Mit fast schon beneidenswerter Penetranz heben wir den moralischen Zeigefinger, nur um ihn hastig in der Hosentasche verschwinden zu lassen, wenn es uns nützt. Christo wäre neidisch: Das ist keine Politik mehr, das ist Aktionskunst.

Nur wenn es uns nichts kostet, werden wir laut. Ungefragt drücken wir anderen unsere Wertvorstellungen rein. In stakkatoartigem Tempo jener Klarnamen-User, die Argumente mit der Substanz deutscher Brücken ins Netz hämmern. Bloß weil ihre (un)qualifizierte Meinung sonst niemanden interessiert.

Wichtig dabei ist zu zeigen, wo wir stehen. Wofür wir stehen. Die Menschenwürde ist nicht verhandelbar.

Wie auch, wenn das Preisschild fehlt?

Ohne Etikett lässt es sich auch viel besser feilschen. Wir verschieben die rote Linie unserer Prinzipien so galant wie eine Spielfigur beim Monopoly, wenn der Einsatz unseres Gegenübers stimmt.

Es ist schließlich nicht unsere Schuld, dass uns die richtigen Karten beim Spieleabend mit der Verwandtschaft fehlen. Dass die Parkstraße und die Schlossallee der globalen Ressourcen anderen gehören, die uns nur ihre „Du kommst aus dem Gefängnis frei“-Karte mit einem schmierigen Lächeln vorhalten.

Erfreulicherweise gibt es sowas wie Pragmatismus. Wenn wir jetzt alle im Dunkeln sitzen, dann bringt das der Menschenwürde so viel, wie wenn ein Millionär einem Obdachlosen sein Buch schenkt. „Nur wer sich ändert, wird bestehen.“ Deshalb ändern wir uns. Gezwungenermaßen.

Eigentlich wollen wir das gar nicht, wie wir nicht müde werden zu betonen. Aber der Druck auf unsere Überzeugungen ist einfach zu stark geworden.

Wir müssen an die Wirtschaft denken.

Da muss die Moral kurzfristig in den Keller. Ist ja nicht für immer. Nur solange es nötig ist. Gut verstaubt in der Dunkelheit unter einer wohligen Schicht Staub.

Das ist sie dann wohl, unsere vielzitierte Realpolitik. Die wortgewordene Kapitulation, die uns erlaubt, nachts ruhig zu schlafen, während wir tagsüber unsere Prinzipien aussortieren wie abgelaufene Joghurtbecher. Es fällt eben schwer, der Annexion einer ganzen Halbinsel echte Konsequenzen folgen zu lassen, wenn der Angreifer uns mit Öl und Gas zum Schnäppchenpreis versorgt.

Also wieder nur der erhobene Zeigefinger.

Es fühlt sich so an, als würde man einem ungezogenen Kleinkind sagen: „Du darfst das aber nicht!“, es dann aber trotzdem mit allem durchkommen lassen. Denn am Ende scheuen wir die Szene im Supermarkt. Wir fürchten die glotzenden, verurteilenden Augenpaare derer, die hinter uns in der Schlange stehen. Wer möchte schon die Person sein, die den reibungslosen Ablauf an der Kasse stört?

Dass der Flegel seine Grenzen dann immer weiter testet und in einem Tobsuchtsanfall in ein anderes Land einmarschiert, lässt uns trotzdem fassungslos und erstarrt zurück.

Wir sind die Sorte Eltern, die jahrelang weggeschaut haben, während die Wände im Kinderzimmer beschmiert wurden, und die jetzt völlig entgeistert fragen, wie es nur so weit kommen konnte. Die Realität schickt uns eine derart fette Nebenkostenabrechnung, dass selbst wir sie nicht mehr mit einem Achselzucken ignorieren können.

Jetzt sind strikte Erziehungsmaßnahmen gefragt. Hausarrest und kein Taschengeld mehr. Knallharte Sanktionen. Und natürlich dürfen wir nicht vergessen, immer wieder zu betonen, wie maßlos enttäuscht wir von diesem Verhalten sind. Wenn er schon nicht tut, was wir von ihm erwarten, wollen wir wenigstens, dass er sich fürchterlich schämt.

Schwierig ohne Gewissen.

Mittlerweile mussten wir feststellen, dass unser Junge schwer erziehbar, wenn nicht sogar ein hoffnungsloser Fall ist. Seit vier Jahren macht er nun schon die Spielzeuge der Nachbarskinder mit äußerster Brutalität kaputt. Ein Tyrann, sagen die einen. Man muss nur mit ihm reden, sagen die anderen. Als hätten wir das nicht längst versucht. Familientherapie. Gnadenlos gescheitert. Er weigert sich schlicht, am Tisch Platz zu nehmen. Ein Kompromiss kommt für ihn nicht in Frage, solange er nicht bekommt, was er will.

Während wir völlig apathisch das Zimmer streichen, in der Hoffnung, die neue Farbe überdeckt die Blutflecken und unsere Gewissensbisse besser als die alte, mischt sich Onkel Sam ein.

Soweit nichts Ungewöhnliches.

Er war schon immer derjenige, der im Zweifelsfall die Tür eingetreten hat, um für Ruhe zu sorgen. Ob wir das wollten, war dabei zweitrangig. Unfreundlich, aber bestimmt erinnert er uns an unsere vereinbarten Pflichten und teilt uns mit, dass er keine Lust mehr hat, unseren Dreck aufzuräumen.

So ein Schlamassel.

Stattdessen ist jetzt Me-Time beim guten alten Onkel Sam angesagt. Zu Hause erst mal so richtig gründlich durchwischen. Der ganze lästige Schmutz, der in den vergangenen Jahren von den Nachbarn rüber geweht ist, wird ICE-kalt entsorgt. Dass beim Ausmisten auch mal was zu Bruch geht, wird unter Kollateralschäden verbucht.

Wenn die hässliche alte Vase im Weg steht – nun ja, dann steht sie eben im Weg. Und wenn die Vase nicht aus Keramik ist, sondern aus Fleisch und Blut, dann heißt es hinterher, es war eine terroristische Vase und sie hätte sogar eine Waffe gehabt. Da spielt es auch keine Rolle mehr, dass Passanten gesehen haben, wie die Straßenreiniger sie mit voller Absicht umgeworfen haben.

Für uns war die Vase ein heiß geliebtes Erbstück unserer Tante, für den Onkel nichts weiter als ein störendes Objekt. Die Scherben setzen sich aber nicht plötzlich wieder zusammen, nur weil wir darauf hinweisen, dass wir seine Sicht der Dinge nicht vollumfänglich teilen.

Immerhin murmelt er etwas von „Bedauern“ und „tragischen Umständen“. Wir vergeben ihm, weil man das in einer Familie eben so macht und weil wir es uns mit ihm nicht verscherzen wollen. Leider ist er der Einzige, der uns im Ernstfall mit seinem Werkzeug aushelfen kann.

Jahrzehntelang haben wir die schwäbische Hausfrau propagiert, jeden Cent zweimal umgedreht und dachten: Warum sich um etwas kümmern, für das andere längst gesorgt haben? Dass innerhalb weniger Jahre das Dach so marode geworden ist und es an allen Ecken und Enden reinregnet ... Das konnte nun wirklich keiner ahnen.

Früher hätten wir ein paar Eimer unter den Lecks aufgestellt und darauf gewartet, dass Onkel Sam das regelt. Doch wir merken so langsam, dass eine Zeitenwende mehr als angebracht ist. Vielleicht müssen wir jetzt wirklich den Arsch hochkriegen und uns einen eigenen Werkzeugkoffer besorgen.

Finanziert durch ein besonderes Vermögen. So besonders, dass es in der Tat nur aus Schulden besteht. Ein Problem? Nur für diejenigen, die sowieso nichts zu melden haben: unsere rotznäsigen Enkel. Bei dem Erbe, das wir ihnen hinterlassen, bemerken sie einen weiteren losen Stein in der Fassade ohnehin nicht.

Wir dagegen klopfen uns selbstgerecht auf die Schulter dafür, dass wir mit vierzig aus der Garage unserer Eltern ausgezogen sind und endlich auf eigenen Beinen stehen. Doch da bahnt sich schon die nächste Katastrophe an. Unser Ex-Schwager aus Fernost. Es gab Zeiten, da war er ein richtiger Bruder. Hat uns mit allem versorgt, was wir brauchten. Schnell und vor allem billig. Wir mussten dafür nur so tun, als hätte die schmutzige Scheidung zwischen ihm und unserer Schwester nie stattgefunden. Dabei hat sie die gemeinsame Vergangenheit schlichtweg hinter sich gelassen und auf ihrer Insel ein Mikrochip-Imperium aus dem Boden gestampft.

Für ihn haben wir so getan, als würde sie nicht mehr existieren. Was uns verbindet, ist dicker als Blut. Männerfreundschaft. Ein gemeinsames Hobby: Modellbau. Lange Zeit war das unser Steckenpferd. Sein Talent bestand hauptsächlich darin, unsere Arbeit mikroskopisch zu studieren und dann bis zum letzten kleinen Teilchen nachzubauen. Bis er irgendwann mit seinen eigenen Kreationen daherkam und uns nun für unsere altmodischen Designs auslacht, als hätte er nicht alles von uns gelernt.

Dieser Verräter hat uns imitiert, optimiert, eliminiert.

Dabei war er schon immer einer dieser dubiosen Typen, vor denen man uns gewarnt hat. Ob unser Junge seine Aggressionsprobleme von ihm hat? Schließlich hat er eindrucksvoll vorgemacht, wie man sich das Grundstück des meditierenden Nachbarn unter den Nagel reißt und ungestraft davonkommt.

Religion war generell ein aufgeladenes Thema, wenn er mit am Küchentisch saß. Er prahlt nicht damit, dass er in seinen Fabriken ideologisch Verirrte beschäftigt. Es weiß jeder in der Familie, und wenn einer den Mund aufmacht, spricht er von notwendigen Fortbildungen. Klingt auch viel besser als Umerziehung und Sklavenarbeit. Diese Wortgewandtheit muss er von uns haben. Fast könnte man stolz sein, wie er unsere Techniken kopiert – wenn da nicht diese lästige Tante wäre.

Siebenundsiebzig ist sie geworden. Die ganze Familie ist eingeladen. Schon im Flur, noch bevor wir die Jacken losgeworden sind, werden wir von lautem Gebrüll empfangen. Onkel Sam und unser Ex-Schwager stehen sich in der Küche Stirn an Stirn gegenüber. Sie streiten sich schon wieder wegen unserer Schwester. Keine echte Familienfeier ohne eine gut dosierte Portion Streit. Wir quetschen uns möglichst unauffällig an ihnen vorbei Richtung Buffet, während die Fetzen fliegen.

„Lass sie in Ruhe, sonst lernst du mich kennen!“, poltert Onkel Sam und fuchtelte mit dem Zeigefinger herum.

Der Ex-Schwager verzieht keine Miene. Er rückt sich die Krawatte zurecht und entgegnet: „Misch du dich nicht in meine Familienangelegenheiten ein.“

„Sie ist meine Nichte, nicht mehr deine Frau – egal wie oft du es noch leugnest!“, brüllt Sam, wobei ihm fast das Bier aus dem Glas schwappt. „Sie hat dich verlassen, weil du uns allen permanent hinterherschneiffelst. In dieser Familie läuft das nicht so, kapiert?“

„Machst du nicht genau dasselbe?“, kontert der Ex-Schwager mit einem herablassenden Lächeln.

Wir stopfen uns derweil Häppchen in den Mund und fragen uns, warum wir uns diesen Irrsinn überhaupt antun.

Schreie. Beleidigungen. Immer lauter – als wäre es ein Wettstreit.

Als unser Junge mit den blutverschmierten Händen dazukommt, eskaliert die Situation endgültig, und wir sind mittendrin. Teller gehen klirrend zu Boden, und Besteck wird kurzerhand zu ballistischen Waffen, die zischend durch die Luft sausen.

„Denkt doch einmal an unsere Tante!“, rufen wir in dem wahnwitzigen Versuch, das heillose Durcheinander zu beenden. „Es sollte doch heute um sie gehen, nicht um uns.“

Alle drei halten schlagartig inne, drehen sich zu uns um und brüllen gleichzeitig: „Kümmert euch doch einfach mal um euren eigenen Scheiß!“

Wir stutzen. Starren in wutverzerrte, puterrote Gesichter. Immerhin sind sie sich einmal einig. Beinahe harmonisch – wären da nicht die Scherben.

„Bei uns ist doch alles in Ordnung?“, antworten wir kleinlaut.

Kollektives schallendes Gelächter. Unser Ex-Schwager übernimmt das Reden: „Spart euch die Luft. Wir wissen doch alle: Euch ist die Tante genauso egal. Ihr steht hier rum und fresset euch den Wanst voll, noch bevor ihr überhaupt gratuliert habt. Und morgen? Morgen denkt keiner von euch mehr an sie, weil euch alles andere wichtiger ist als diese Familie.“

Keine zwei Sekunden später dreht er sich wieder um und geht Onkel Sam an die Gurgel. Die beiden taumeln rückwärts und fallen auf den gedeckten Tisch, der in einer Symphonie aus Klirren und Krachen unter ihnen nachgibt.

Unser Junge steht daneben. Er grinst. Feuert abwechselnd die eine oder die andere Seite an.

Wir schütteln ungläubig den Kopf und tun das, was wir am besten können: wegsehen. Doch das Gesagte hat einen schalen Beigeschmack hinterlassen. Unwillkürlich suchen unsere Blicke das Zimmer ab und wir fragen uns zum ersten Mal seit Langem, wo unsere Tante eigentlich geblieben ist. Es besteht die vage Hoffnung, dass diese Bande von testosterongetriebenen Egomane sich irgendwann beruhigt. Ihr zuliebe.

Vorsichtig bahnen wir uns den Weg durch das Schlachtfeld, das einmal die Küche war, und stecken den Kopf ins Wohnzimmer. Da liegt sie. Zurückgelehnt auf dem Sofa. Auf dem Fernseher flimmert eine Dokumentation über das Paarungsverhalten von Flusspferden. Die kämpfenden Bullen auf dem Bildschirm sind in ihrem Imponiergehabe kaum von den Männern in der Küche zu unterscheiden. Ein Wunder, dass sie bei dem Lärm nebenan schlafen kann. Wir schleichen uns an sie heran und legen ihr behutsam eine Hand auf die Schulter.

Seltsam. Sollte sie nicht schnarchen? Normalerweise tut sie es so laut, dass die Wände vibrieren.

In unserer Brust flattert etwas. Ein unbekanntes, fast schon beklemmendes Gefühl. Das einzige Organ, von dem wir uns etwas vorschreiben lassen, ist unser Gehirn. Trotzdem beugen wir uns mit mulmiger Gewissheit über sie. Suchen nach dem gewohnten Heben und Senken ihres Brustkorbs.

Nichts.

Panik verdrängt unsere kühle Distanz schneller als wir Migranten an unseren Grenzen. Wir greifen nach ihrer Hand. Eiskalt. Wie lange liegt sie schon so da?

Spielt es eigentlich noch eine Rolle? Die kommt nicht mehr zurück. Schleichend haben wir sie krepieren lassen. Sie war nicht dieses robuste, unantastbare Ding, bei dem es reichte, so zu

tun, als würden wir es achten, während wir ihr gleichzeitig mit jeder unserer Entscheidungen ins Gesicht gespuckt haben.

Verdammt zerbrechlich. Das war sie.